

# Das Problem ist die Kausalitäts

## Ist die Mediengewalt ein Modell für die Wirklichkeit?

Wie kommt ein junger Mensch wie Robert Steinhäuser aus Erfurt dazu, mehrere Menschen und anschließend sich selbst zu töten? In seinem Leben – darüber herrscht Einigkeit – ist manches schief gelaufen. Die Diskussion wurde aber dominiert von der Befürchtung, Gewaltdarstellungen in den Medien seien die Hauptursache für den Amoklauf gewesen. In diesem Zusammenhang wurde immer wieder auf die Studie über die Wirkung von Todesdarstellungen im Film hingewiesen, die Dieter Lenzen, Erster Vizepräsident und Professor für Erziehungswissenschaft an der Freien Universität Berlin, durchführt. *tv diskurs* sprach mit ihm.



# s annahme

**Sie führen eine Untersuchung durch, die sich mit der Darstellung von Tod im Film und deren Wirkung auf Jugendliche beschäftigt. Wie kam es dazu?**

Wir haben bei einem Schulversuch die Beobachtung gemacht, dass Jugendliche – in unserem Fall handelte es sich um türkische männliche Jugendliche –, die sehr stark zu Gewalt neigten, als Argument dafür häufig auf entsprechende Vorbilder in den Medien verwiesen. Das kann natürlich der Versuch einer Legitimation sein. Auf jeden Fall wollten wir der Sache nachgehen. Bei der Analyse des Forschungsstandes wurde uns deutlich, dass bei Untersuchungen zu dem Thema ein Verständnis von Kausalität gepflegt wird, das uns als Sozialwissenschaftlern die Haare zu Berge trieb. Denn: Seit über hundert Jahren nehmen Menschen einen kausalen Zusammenhang zwischen filmischen Ereignissen und dem Verhalten von Menschen an, aber zu keinem Zeitpunkt hat es die Möglichkeit gegeben, die These empirisch zu belegen.

**Warum ist es so schwer, einen Nachweis über Medienwirkungen beizubringen?**

Die respektabelste Studie zu dem Thema – von Johnson und anderen – ist letztes Jahr in ‚Science‘ erschienen. Sie lässt sich bis in die Details zerlegen und zeigt deutlich, dass das Grundproblem von Wirkungsuntersuchungen die Kausalitätsannahme an sich ist. Wir wissen, dass soziale Sachverhalte so komplex sind, dass Kausalitätsannahmen im Sinne von monokausalen oder bikausalen Zusammenhängen gar nicht sinnvoll angenommen werden können. Wir haben es immer mit Kovarianzen zu tun: Ereignisse unserer Wirklichkeit sind auf das Zusammenspiel sehr vieler Variablen zurückzuführen, die wir nicht isolieren können.

**Wo setzt Ihre Studie an?**

Als wir uns gefragt haben, welche Gründe hinter der unterschiedlichen Art, mit Filmgewalt umzugehen, liegen, sind wir – wieder im Kontext mit den türkischen Jugendlichen – auf die Bedeutung der Todesvorstellung aufmerksam geworden. Es ist ein Unterschied, ob ich davon ausgehe, dass nach dem Leben eine Phase eintritt, die paradiesischen Charakter hat und für die ich mich qualifizieren kann, oder ob ich eher als Agnostiker oder als moderner Christ eine ganz andere Vorstellung habe. Wir sind also davon ausgegangen, dass die jeweiligen Vorstellungen von Tod und dem, was danach passiert, einen erheblichen Einfluss auf das soziale Verhalten und die Medienrezeption haben.

### Welche Gruppen haben Sie untersucht?

Wir haben uns überlegt, dass es einen Unterschied geben müsste zwischen Kindern, die einen Todesfall erlebt haben, und Kindern, die keine Erfahrung dieser Art gemacht haben. Wir haben dann in einer Pilotstudie versucht, Differenzierungsmerkmale herauszufinden. Dabei haben wir festgestellt, dass der massivste Unterschied zwischen den Geschlechtern liegt: Mädchen ließen sich immer auf die Story ein, identifizierten sich mit den positiven Protagonisten und/oder den Opfern – sie konnten eine Art Empathie entwickeln, während Jungen sich eher für die Machart des Films interessierten, für die Stunts, die Technik. Wir nehmen also an, dass die Art zu imaginieren und mitzuleiden zumindest in einem bestimmten Alter geschlechtlich unterschiedlich ist. Wir sind dann in der Hauptstudie, die die Deutsche Forschungsgemeinschaft finanziert, dazu übergegangen, nur über 18-jährige Gymnasialschüler zu untersuchen. Wir wollten sichergehen, dass eine gewisse Sprachfähigkeit besteht, um zu sehen, ob sich in so einer Grundlagenstudie tatsächlich Unterschiede herausfinden lassen.

### Wie sind Sie methodisch vorgegangen?

In einer Assessmentphase wollten wir in sehr ausführlichen biographischen Interviews herausfinden, ob Erfahrungen mit dem Tod im sozialen Umfeld bestehen, wir haben diese in zwei Gruppen und nach Geschlechtszugehörigkeit differenziert. Dann haben wir diesen Jugendlichen einen Film gezeigt, in dem auf oszillierende Weise mit der Todestatsache umgegangen wird: Ghost<sup>1</sup>. Und wir haben versucht, herauszufinden, ob es unterschiedliche Formen der Verarbeitung dieser Tatsache gibt – einmal in einem schriftlichen Dokument, indem wir die Jugendlichen einen Aufsatz schreiben ließen, und einmal in einem Interview. Wir haben beobachtet, was haften geblieben ist, wie das semantisch kodiert wird – und dann haben wir einen großen semantischen Phänomenkatalog erstellt, mit dem wir die Dokumente untersuchten.

### **Tod kommt in den meisten Filmen im Zusammenhang mit Gewalt vor, bei Ghost spielt das keine Rolle. Weshalb haben Sie gerade diesen Film ausgewählt?**

In Ghost spielt das Zwischenstadium des Protagonisten eine große Rolle. Man weiß nicht so genau, ob er ein Geist ist oder ein Mensch, ob er noch lebt oder ob er schon tot ist. Diese Darstellung hat kulturgeschichtlich eine lange Tradition und kann von uns gut befragt werden. Wir wollten herausfinden, ob jemand, der Erfahrung mit dem Tod hat, diesen im Film dargestellten Zustand anders wahrnimmt, wie er ihn verarbeitet und ob er es in einer empathischen Weise tut. Wir haben Ghost aber auch deshalb ausgewählt, weil wir bewusst von der Gewaltfrage weg wollten – und Ghost ist ein Film über den Tod, aber nicht über Gewalt.

### **Sie haben nach Geschlecht und Todeserfahrung getrennt. Welche weiteren Faktoren spielen bei der Verarbeitung medialer Erlebnisse eine Rolle?**

Wir haben Risikogruppen gebildet, also Gruppen, in denen durchschnittlich ein höheres Risiko zu einem problematischen Folgeverhalten besteht. In den Gesprächen haben sich einige Hypothesen herausgebildet, die jetzt überprüft werden. Zum einen untersuchen wir Persönlichkeitsvariablen als Risikofaktoren. Wir nehmen an, dass ein niedriges Leistungsniveau sowie eine niedrige Selbstwirksamkeitserwartung – also wenn der Jugendliche erwartet, dass das eigene Handeln wenig Einfluss auf die Wirklichkeit hat – und auch eine niedrige Frustrationstoleranz beziehungsweise die

geringe Fähigkeit, schwierige Situationen auszuhalten, Risikofaktoren sind. Wir wollen überprüfen, ob das Risiko für Personen dieser Gruppen höher ist, durch eine entsprechende mediale Exposition in eine verhaltensdeviante Situation zu geraten. Darüber hinaus gehen wir hypothetisch davon aus, dass emotionale Stabilität ein schützender Faktor sein kann. Und wir fragen uns weiter, ob auch Imaginationsfähigkeit ein protektiver Faktor sein kann, wenn es um die Verarbeitung negativer Verhaltensweisen aus medialen Expositionen geht.

### **Haben auch soziale Faktoren einen Einfluss auf die Medienrezeption?**

Ja, wir untersuchen zum Beispiel, ob Pauperität die Wahrnehmung filmischer Darstellungen berührt. Wir gehen auch davon aus, dass ein Migrationshintergrund eine Rolle spielt, besonders der Hintergrund einer Migration aus einem islamischen Land. Außerdem vermuten wir in einer hohen Betreuungsdichte im Elternhaus einen protektiven Faktor, da Kinder dann eher in der Lage sind, Erlebnisse wahrzunehmen und zu verarbeiten. Auch die intensive Integration in die Peergroup bietet einen gewissen Schutz. Das zeigt sich an dem Erfurter Fall. Jugendliche, die in intensiver Kommunikation mit ihrer Umwelt stehen, können den filmisch erlebten Verlust, also den Tod eines

Menschen im Film, besser nachempfinden als abgekapselte Personen, für die mit dem realen Tod eines Menschen kein kommunikativer Verlust entstehen würde.

Schließlich untersuchen wir noch einen weiteren Risikofaktor: ob körperliche Schwäche oder die Unfähigkeit, körperliche Schwäche mit dem Kopf zu kompensieren, einen Einfluss auf das Rezeptionsverhalten hat. Sie sehen, wir haben ein größeres Gerüst von potentiellen Faktoren aufgestellt, das in der kommenden Studie noch verfeinert werden soll.

Jetzt, in dieser Studie, arbeiten wir mit 40 Jugendlichen, die wir über den Aufsatz, das Interview und drittens noch eine Gruppendiskussion auf die genannten Faktoren und deren Kombination hin untersuchen. Wir feiern also einen Abschied von den bisherigen Kausalitätshypothesen. Nebenbei bemerkt ist es auch so, dass kein seriöser Naturwissenschaftler mehr von Kausalität spricht. Dies ist also kein spezifisches Phänomen der Sozialwissenschaften.

### **Wenn Kausalitätsannahmen nicht den Einfluss von Medien auf Menschen nachvollziehbar beschreiben, warum halten sie sich dann so lange im öffentlichen Diskurs?**

Weil der Bereich, in dem wir arbeiten, gerne politisch instrumentalisiert wird. Weil gehofft wird, dass platte Kausalitätshypothesen komplizierte Zusammenhänge leicht erklären und diese durch einen einfachen Verzicht – beispielsweise auf Gewaltdarstellungen – gelöst werden können. Gewalt wird erklärt, indem man sagt: ‚Vor der Schule wurde Counter Strike verkauft.‘ Abgesehen davon, dass das auf eine völlige Unkenntnis der Sachverhältnisse hinweist – da Counter Strike nicht verkauft, sondern aus dem Internet geladen wird –, sind einfache Kausalitäten immer unterkomplex. Damit wird zwar politischer Aktionismus an den Tag gelegt, aber das tatsächliche Gewaltproblem wird nicht gelöst. Und darin liegt das Riskante. Man darf zudem auch nicht vergessen, dass die freie Darstellung ein sehr wichtiges Verfassungsgut ist. Bevor wir also irgendetwas verbieten, müssen wir genau prüfen, ob empirische Evidenzen überhaupt vorhanden sind.



**Kann man in einer Studie, die sich mit dem Medienkonsum und Gewaltverhalten beschäftigt, lerntheoretische Modelle ganz außer Acht lassen?**

Ein realer Mensch, zum Beispiel ein Lehrer, kann zu einem Vorbild werden, zu einem Bild. Eine mediale Figur wäre also schon ein Bildbild. Und ich halte es für eine extreme Unterschätzung der menschlichen Differenzierungsfähigkeit, diesen Bildbildern große Bedeutung zuzuschreiben. Natürlich spielen Idole eine wichtige Rolle im Leben von Jugendlichen. Man braucht nur zu beobachten, wie sie mit ihren Rockidolen mitleiden und über deren Probleme Bescheid wissen. Aber zu keinem Zeitpunkt ist ein normal entwickelter Jugendlicher außerstande, zu unterscheiden zwischen der vorgespielten Wirklichkeit und der Realität. Sobald Sie mit ihm ins Gespräch kommen, kann er differenzieren, vor allem männliche Jugendliche. Wie schon erwähnt, können sich Mädchen aufgrund ihres empathischen Verhaltens stärker mit Figuren identifizieren. Aber sie identifizieren sich viel eher mit den Opfern als mit den Tätern. Deshalb erscheinen uns lerntheoretische Ansätze eher ungeeignet, um etwas über Gewaltverhalten zu erfahren.

**Können Sie Medienrezeption und deren Wirkung besser erklären als lerntheoretische Ansätze?**

Wir kommen von der anderen Seite und fragen: Was wissen wir über ästhetische Vorgänge? Bis in die 80er Jahre hinein waren wir gewohnt, die Ästhetik allein auf Schönheit zu reduzieren. Das wurde dann korrigiert. Denn tatsächlich geht es bei dem, was

Kant die dritte Urteilkraft nennt, die Aisthesis, um die Herausbildung von Wahrnehmung. Im Falle der Filmrezeption geht es um die Fähigkeit, die mich in die Lage versetzt, mit den Personen, die dargestellt sind, mitzuleiden und mitzuleben. Das könnte sogar darin gipfeln, dass seitens des Jugendschutzes festgestellt wird, dass das Leiden nicht deutlich genug gezeigt wird. Wenn wir zum Beispiel einen Actionfilm sehen, erleben wir den Tod eines Protagonisten, aber nicht sein Leiden. Wir müssten sein Leiden sehr plastisch gezeigt bekommen, damit sich die entsprechende Empathie entwickeln kann.

**Die Alltagstheorie vermutet das Gegenteil – nämlich, dass die Darstellung von Gewalt und Schmerzen die Sensibilität des Zuschauers abstumpft.**

Ich denke, man muss unterscheiden zwischen einem Menschen, der die Fähigkeit hat, Leiden mitzuerleben und jemandem, der diese Fähigkeit nicht hat oder die Fähigkeit systematisch abbaut. Und im zweiten Fall gehen wir davon aus, dass diese Menschen bereits in Verhältnissen leben, die korrekturbedürftig sind. Wenn wir die Lebensumstände in Familie und Schule betrachten, die den Rahmen des Problems geschaffen haben, werden wir deutlich die Kovarianzen sehen.



**Wenn die Darstellung von Gewalt nur ein Mitauslöser von realer Gewalt sein kann: Wie erklären Sie dann die oft harsche Kritik an den Medien?**

Der Staat hat die Aufgabe, Gewalt zu verhindern, und er steht unter dem Verdacht, das nicht zu können. Wir können uns auch vor Augen führen, dass es mehrere 10.000 Selbstmorde im Jahr gibt, und uns fragen, welche Vorbilder dafür relevant waren. Natürlich wird in der Zeitung über Selbstmorde berichtet, aber es gibt keine Aufregung darüber. Als dagegen Die Leiden des jungen Werther veröffentlicht wurden, hat eine Paralleldebatte stattgefunden. Parallel zum Werther ist eine Selbstmordwelle entstanden. Aber ein Buch muss auf eine Stimmung treffen, damit es überhaupt wahrgenommen wird, es muss auf fruchtbaren Boden fallen, um irgendeine ‚Wirkung‘ zu zeigen. Eine Gesellschaft, in der so etwas passieren kann, hat ein anderes Problem. Wenn wir also derartige Phänomene betrachten, müssen wir uns immer über die Umstände klar werden – sowohl über die individuellen Umstände als eben auch über die sozialen.

**Nun könnte man dem entgegenhalten, dass die Medien ein Teil dieser sozialen Umstände sind, weil sie beispielsweise ein Klima erzeugen, in dem Gewalt als normal oder akzeptiert erscheint ...**

Wenn Medien eine Grundstimmung nicht bedienen, dann werden sie nicht registriert. Sie können von sich aus die Stimmung nicht umsteuern. Anfang der 90er Jahre begann eine immer noch fortdauernde Depression. Seitdem findet man Kulturpessimismus, wohin man schaut, und jetzt kommt auch noch der ökonomische Pessimismus hinzu. Wenn es der Gesellschaft ökonomisch wieder besser geht, besteht wieder mehr Motivation – und es geht darum, seinen Beitrag zum Aufschwung zu leisten. Dann spielt das Thema ‚Gewalt‘ plötzlich keine so große Rolle mehr. Medien sind also nur Medien, und sie produzieren nichts, was nicht vorher in irgendeiner Form schon vorhanden ist. Aber nicht jeder kann die Medien richtig nutzen.

**Neben der Gewaltthematik wird den Medien oft vorgeworfen, vor allem den Jugendlichen – beispielsweise durch Talk-Shows – problematische Normalitätskonzepte zu vermitteln und sie so zu verbilden.**

Film und Fernsehen sind Erben des Mediums Buch. Das Buch und ursprünglich das Buch der Bücher, also die Heilige Schrift, hat den Anspruch, Transportmittel für die Wahrheit und das richtige Verhalten zu sein. Film und Fernsehen haben diese beiden Hypothesen mitgeerbt. Man erwartet, dass immer die Wahrheit und das richtige Verhalten transportiert werden soll, dass alles wahr und immer gut ist, was dort passiert. Aber das war es natürlich nie.

**Sie haben mit Ghost einen Film ausgewählt, der einen sehr erträglichen, menschlichen Tod zeigt. Im Jugendschutz werden eher Filme diskutiert, die das Zustandekommen von Tod durch Gewaltanwendung darstellen. Sind die Wirkungsmechanismen dieses Genres vergleichbar?**

Das ist nicht richtig. Sam, die Hauptfigur des Films, wird schließlich ermordet. Wir haben Ghost nicht ausgewählt, weil wir einen guten Tod zeigen wollten, sondern weil wir einen konstruktivistischen Bewusstseinsansatz verfolgen. Deshalb brauchten wir eine möglichst irritative Bewusstseinsvorlage – einen Film, wo etwas unklar bleibt. Damit das Ich seine Wirklichkeit konstruieren kann.

Abgesehen davon, bei dem, was wir heute über Werterziehung wissen, wird übrigens deutlich, dass sich Werte erst in der tatsächlichen Auseinandersetzung mit der Umwelt vollziehen. Eine bloße verbale Werterziehung schafft nur einen normativen Rahmen, aber die Werte schaffen sich erst in der tätigen Auseinandersetzung mit der Umwelt.

**Jugendschützer vermuten, dass der Kinobesucher in eine Rolle schlüpft und die Handlung aus der Perspektive der Person erlebt, mit der er sich identifiziert. Kann es nicht sein, dass diese Figur Bilder und Verhaltensweisen schafft, die über das Filmerlebnis hinaus eine Bedeutung haben?**

Das ist im Alltagsverständnis nicht abwegig, aber es gibt keine empirischen Evidenzen. Wenn Sie als Zuschauer eineinhalb Stunden James Dean waren, gehen Sie aus der normalen Rolle heraus und sind jemand anderes. Wenn Sie nachher an eine Tankstelle fahren und den Tankwart versuchen zu interviewen, wird der sich fragen, ob Sie gestört sind. Warum unterstellen wir den Menschen, dass sie diese Fähigkeit, zwischen Rollen zu differenzieren, ausgerechnet bei der Filmrezeption nicht beherrschen? Warum nehmen wir an, dass das, was wir als Ambiguitätstoleranz bezeichnen, im Kino abhanden kommt? Es mag sein, dass es für weniger intelligente Jugendliche oder sehr junge Jugendliche schwerer ist, diesen Rollenwechsel zu vollziehen. Aber die Pubertätszeit dient zu nichts anderem, als genau das zu lernen.

**Glauben Sie, dass wir die Medien sogar brauchen, um die multiplen Rollen, die wir immer mehr einnehmen müssen, je komplexer eine Gesellschaft ist, einzuüben?**

Ob wir sie brauchen, weiß ich nicht. Aber sie erleichtern es. Sie liefern neue Betrachtungsweisen verschiedener Themen. Der Rollenwechsel steht nicht mehr als Problem da, sondern man kann sagen: ‚Wie schön, dass es Filme gibt, die mich ständig zwingen, meine Rollen zu wechseln und damit das zu üben, was ich in meiner Lebenswirklichkeit brauche.‘ Wir sind doch längst alle Menschen, denen viele einzelne und völlig unterschiedliche Rollen abverlangt werden.

**Beschleunigen Medien die Zeit, in der sich beispielsweise Moden, Trends oder Wertorientierungen wandeln?**

Ja. Und ich denke, dass das, was Virilio als die ‚Dromologie‘ (Beschleunigung) bezeichnet hat, auch unseren Fähigkeiten entspricht: Wir haben Lernprozesse beschleunigt und müssen viele sein. Dabei leiden wir aber immer noch unter der alten Identitätsvorstellung. Wir bilden bis zum 18. Lebensjahr eine Persönlichkeit aus und sind dann der oder der. In den 60er Jahren, im Rahmen der kritischen Theorie, wurde als Hilfskonstrukt aufgegriffen, Identität sei Identitätsbalance. Auch dem würde ich nicht zustimmen, sondern das Problem ist die Identitätsvorstellung selbst. Werfen wir einen Blick auf eine andere Kultur. In Japan kann man nicht ‚Ich‘ sagen, es gibt kein sprachliches Ich-Konstrukt. Man spricht immer in der dritten Person und immer in der Relation zu einer anderen Person von sich selbst. Also, ich würde sagen: ‚Der, der ein Interview gibt, geht hinaus und holt eine Tasse Tee.‘ Der Japaner ist immer Beobachter seiner Selbst, immer Beobachter zweiter Ordnung. Dadurch ist er flexibel, er kann auf die eine Seite gesetzt werden und auf die andere. Die Ausgangsnorm ist nicht die Identität, sondern die Harmonie. Und diese Gesellschaft ist, anthropologisch gesehen, eine Art sozialistische Gesellschaft.

**Die Identität entwickelt sich also durch kulturelle und sprachliche Vorgaben unterschiedlich?**

Genau. Ohne Identitätsvorstellungen funktioniert das Konzept von Schuld und Sühne nicht. Wenn ich nicht sicher bin, dass ich der Gleiche bin wie gestern, muss ich mich auch nicht für die Taten von gestern verantworten. Diese kulturelle Hypothek, die wir mit uns herumschleppen, hat viel mit unserer Medienvorstellung zu tun. Dass wir immer von Bildern und Vorbildern reden, kommt daher, dass Gott als das einzig Authentische unserer Kultur gilt. Es ist ganz tief in uns verwurzelt, dass wir Menschen nach Gott gebildet sind. Deshalb bedeutet die Wirklichkeit abzubilden, sich auf Gott zu beziehen.

**Noch einmal zu Ihrer Studie. Wie werden Sie weitermachen?**

Wir sind in der ersten Auswertungsphase zu ganz unterschiedlichen Ergebnissen gekommen und versuchen jetzt, Kommunikationstypen herauszubilden. Es handelt sich mit 40 Probanden um eine qualitative Studie. Obwohl wir also keine riesige Probandenmenge haben, verfügen wir über enorme Datenmengen, die wir verarbeiten müssen.



Wir hoffen jetzt, eine überschaubare Zahl von Typen zu bilden, von denen wir beschreiben können, nach welchem Muster ihr kommunikatives Bewusstsein abläuft. Aufgrund der Assessmentinterviews haben wir sichergestellt, dass es keine einseitigen Selbstkonzepte bei bestimmten Jugendlichen gibt. Wenn Sie ein valides Instrument haben, kann der Proband Sie und sich nicht täuschen. Anschließend wollen wir die Kommunikationstypen in einer breiten Studie untersuchen.

**Sie stehen dem Jugendschutz ein wenig kritisch gegenüber. Was würden Sie den Jugendschützern gerne mit auf den Weg geben?**

Die Freiheit der Medien ist das oberste Gebot. Wenn wir den Filmkonsum einschränken, schränken wir unsere Freiheit und unsere Möglichkeiten ein. Und dazu haben wir ohne empirischen Nachweis einer Schädlichkeit kein Recht. Außerdem sollten Jugendschützer ein anderes Prädikat finden, als nach dem Alter zu kategorisieren, denn wir wissen, dass die Entwicklung der Kinder und Jugendlichen sehr unterschiedlich verläuft und eine Alterskennzeichnung daher ziemlich sinnlos ist. Vielleicht könnte man eher nach mehr oder weniger wertvollen Filmen kategorisieren. Medien können uns mit der Endlichkeit unserer Existenz konfrontieren. Sie können dazu beitragen, dass wir uns so das Leben einrichten, dass wir in den Spiegel schauen können. Deshalb sollten wir eine Wertschätzung der Auseinandersetzung mit dem Tod entwickeln. Und wir sollten nicht diese Möglichkeit und diese Freiheit opfern, indem wir uns am Umgang mit Devianten wie Robert Steinhäuser in Erfurt orientieren. So traurig das ist, solche Phänomene wird es in komplexen Gesellschaften immer geben. Übertriebene Kontrollmaßnahmen schaden allen, können aber solche Ereignisse nicht verhindern. Im Gegenteil, wir haben das Gefühl, etwas Wirksames unternommen zu haben, was uns aber hindert, die wirklichen Zusammenhänge zu verstehen.

Das Interview führte Joachim von Gottberg.